

Christie Tate

THE GROUP

Wie ein Therapeut und ein Kreis
von Fremden mein Leben retteten

© des Titels »The Group« von Christie Tate (978-3-7474-0282-5)
2021 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

TEIL 1

© des Titels »The Group« von Christie Tate (978-3-7474-0282-5)
2021 by myg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.myg-verlag.de>

1

Als ich mich das erste Mal nach dem Tod sehnte – als ich mir wirklich wünschte, dass er mir seine knochige Hand auf die Schulter legt und »Hier entlang« sagt –, saß ich im Auto. Auf dem Beifahrersitz lagen zwei Einkaufstüten mit Obst und Gemüse. Kohl, Karotten, ein paar Pflaumen, Paprika, Zwiebeln, zwei Dutzend roter Äpfel. Drei Tage zuvor hatte ich im Büro der Stipendienverwaltung gesessen, und der Beamte der juristischen Fakultät hatte mir einen Zettel gereicht. Auf ihm stand der Platz, den ich derzeit bei der Leistungsbewertung meines Jahrgangs einnahm – eine Zahl, die mich seither ständig verfolgte. Ich drehte den Schlüssel im Zündschloss und wartete darauf, dass der Motor bei dieser Hitze ansprang. Es waren über 30 Grad. Ich fischte eine Pflaume aus der Tüte, drückte sie leicht und biss hinein. Die Haut war dick, aber das Fleisch darunter zart. Ich ließ den Saft mein Kinn hinunterlaufen.

Es war 8 Uhr 30. Samstagmorgen. Ich musste nirgendwohin, hatte nichts zu erledigen. Am Montagmorgen würde ich wieder in die Arbeitsrechtskanzlei Laird, Griffin & Griffin gehen, wo ich gerade ein Praktikum machte, doch bis dahin erwartete mich niemand. Die Rezeptionistin und der Teilhaber der Kanzlei, der mich eingestellt hatte, waren bei LG&G die Einzigen, die von meiner Existenz wussten. Am Mittwoch war der 4. Juli. Das bedeutete, dass mich mitten in der Woche ein weiterer erstickend leerer Tag erwartete. Ich würde mir irgendein Selbsthilfetreffen suchen und hoffen, dass jemand anschließend Lust auf einen Kaffee hatte. Vielleicht fand ich eine andere einsame Seele, die einen Film ansehen oder etwas essen gehen wollte. Der Motor sprang an, und ich fuhr ruckartig los.

Wieso schießt mir nicht einfach jemand in den Kopf?

Unter seiner finsternen Oberfläche war das ein beruhigender Gedanke. Wenn ich sterbe, muss ich mich nicht darum kümmern, die kommenden 48 Stunden dieses Wochenendes zu füllen, und auch nicht den Feiertag am Mittwoch oder die Woche danach. Die mir bevorstehenden Stunden erdrückend schwerer Einsamkeit blieben mir erspart. Stunden, die zu Tagen, Monaten, Jahren wurden. Ein ganzes Leben, in dem es nichts gab außer mir, einer Tüte Äpfel und der fadenscheinigen Hoffnung, dass irgendeinem Nachzügler nach einem Selbsthilfetreffen noch nach Gesellschaft zumute war.

Ich erinnerte mich daran, dass kürzlich in den Nachrichten von einer Schießerei in Cabrini Green berichtete wurde, Chicagos berühmtestem Sozialbauprojekt. Ich fuhr Richtung Süden auf die Clybourn Avenue und bog nach links auf die Division Street ab. Vielleicht würde mich ja eine verirrte Kugel treffen.

Wieso erschießt mich nicht einfach jemand?

Ich wiederholte diese Frage immer und immer wieder, wie ein Mantra. Ein Gebet, das vermutlich nicht erhört werden würde, denn ich war eine 26-jährige weiße Frau, die an einem strahlenden Sommermorgen in einem zehn Jahre alten Honda Accord herumfuhr. Wer sollte mich erschießen? Ich hatte keine Feinde, ich existierte ja kaum. Dieser Traum baute zu sehr auf Zufall – Glück oder Unglück, je nachdem, wie man es betrachten wollte –, und ich konnte nicht verhindern, dass ich mir weitere Szenarien ausmalte. Aus einem hohen Fenster springen. Mich vor eine U-Bahn werfen. Ich hielt an und malte mir immer exotischere Arten des Abtretens aus. Mich während des Masturbierens erhängen. Aber wem will ich etwas vormachen? Dafür wäre ich viel zu verklemmt.

Ich pulte den Stein aus der Pflaume und schob mir den Rest der Frucht in den Mund. Wollte ich wirklich sterben? Wohin würden mich diese Gedanken treiben? Waren es wirklich Selbstmordgedanken? Depressionen? Würde ich sie in die Tat umsetzen? Sollte ich es tun? Ich ließ das Fenster herunter und warf den Stein hinaus, so weit ich konnte.

In meiner Bewerbung fürs Jurastudium hatte ich geschrieben, dass ich davon träumte, mich für Frauen mit nichtnormativen (fetten) Körpern einzusetzen. Aber das stimmte nur teilweise. Mein Interesse an feministischer Anwaltschaft war aufrichtig, aber es war nicht meine ausschlaggebende Motivation. Es waren auch nicht die aufgeblasenen Gehaltsschecks oder einschüchternden Hosenanzüge. Nein, ich wollte Jura studieren, weil Anwälte 60 bis 70 Stunden pro Woche arbeiteten. Anwälte laden selbst im Weihnachtsurlaub zu Telefonkonferenzen und verbringen den Labor Day in Konferenzräumen. Anwälte essen ihr Abendessen am Schreibtisch, umgeben von Kollegen mit hochgekrempelten Hemdsärmeln und Schweißflecken unter den Achseln. Anwälte können mit ihrem Job verheiratet sein – einem Job, der so wichtig ist, dass es sie nicht kümmert oder sie nicht merken, dass ihr Privatleben so leer ist wie ein Supermarktparkplatz um Mitternacht. Das Anwaltsdasein war ein gesellschaftlich akzeptierter Deckmantel für mein trostloses Privatleben.

Meinen ersten Zulassungstest für das Jurastudium machte ich an dem Schreibtisch, an dem ich einen Job als Sekretärin ausübte, der mich nirgendwohin führen würde. Ich hatte einen Masterabschluss, den ich nicht nutzte, und einen Freund, mit dem ich nicht schlief. Jahre später würde ich Peter einen arbeitssüchtigen Alkoholiker nennen, aber zu dieser Zeit nannte ich ihn die Liebe meines Lebens. Abends um halb zehn, bevor ich ins Bett ging, rief ich regelmäßig bei ihm im Büro an und warf ihm vor, dass er nie Zeit für mich hatte. »Ich *muss* arbeiten«, sagte er meist und legte auf. Wenn ich noch einmal anrief, ging er nicht mehr ran. An den Wochenenden zogen wir in Wicker Park von Bar zu Bar, damit er lokale Biere trinken und über den künstlerischen Wert früher R.E.M.-Alben philosophieren konnte. Ich hoffte, dass er am Ende des Abends noch nüchtern genug für Sex sein würde, was allerdings nur selten der Fall war. Letztlich kam ich zu dem Schluss, dass ich etwas brauchte, was so vereinnahmend war, dass es all die Energie aufsog, die ich bisher

in meine erbärmliche Beziehung gesteckt hatte. Eine junge Frau, die auf meinem Stockwerk wohnte, erzählte mir, dass sie ab Herbst die juristische Fakultät besuchen wollte.

»Kann ich mir eines deiner Übungsbücher für die Aufnahmeprüfung ausleihen?«, fragte ich sie. Ich las die erste Aufgabe:

Eine Professorin muss an einem Tag sieben Studenten in sieben durchnummerierten, aufeinander folgenden Zeitslots einplanen.

Es folgte eine Reihe von Bedingungen: *Mary und Oliver müssen direkt nacheinander eingeplant werden* und *Sheldon muss nach Uriah eingeplant werden*. Für die Beantwortung von sechs Multiple-Choice-Fragen über die Professorin und ihren kniffligen Zeitplan beraumte die Prüfungsanweisung 35 Minuten ein. Ich brauchte beinahe eine Stunde. Und die Hälfte meiner Antworten war falsch.

Trotzdem fiel es mir leichter, mich durch die Vorbereitung für den Zulassungstext und das anschließende Studium zu plagen, als eine Lösung für meine Geschichte mit Peter zu finden. Ich hatte keine Ahnung, was mich dazu gebracht hatte, mich in ihn zu verlieben und mir dazu noch Abend für Abend die gleichen Streitereien anzutun.

An der Uni würde ich endlich dazugehören und das gleiche Ziel verfolgen wie alle anderen.

Damals, in meinem ersten Jahr auf der Highschool in Texas, die eine reine Mädchenschule war, belegte ich einen Töpferkurs als Wahlfach. Wir begannen mit handgeformten Schüsseln und arbeiteten

uns nach und nach bis an die Töpferscheibe vor. Als wir unterschiedliche Gefäße formen konnten, zeigte unsere Lehrerin uns, wie man Henkel anbrachte. Wenn man zwei Tonteile zusammenfügen wollte – etwa einen Henkel an eine Tasse anbringen –, musste man zunächst die Oberfläche beider Teile anrauen. Das Einkratzen von horizontalen und vertikalen Kerben in den Ton sorgte dafür, dass die beiden Teile im Brennofen verschmolzen. Ich saß auf meinem Hocker und hielt meine plump geformte »Tasse« in der einen Hand und einen c-förmigen Henkel in der anderen, als die Lehrerin zeigte, wie man das Einkerben macht. Aber ich wollte die glatte Oberfläche meiner liebevoll geformten Tasse nicht ruinieren, also drückte ich den Henkel an, ohne den Ton vorher einzukerben. Einige Tage später wurden unsere gebrannten, glänzenden Werke auf einem Regal an der hinteren Wand des Werkraums ausgestellt. Meine Tasse hatte überlebt, aber der Henkel lag in bröckeligen Stücken daneben. »Zu wenig eingekerbt«, sagte die Lehrerin, als sie mein enttäuschtes Gesicht sah.

Genau so hatte ich mir auch die Oberfläche meines Herzens vorgestellt – glatt, glitschig und leer. Nichts, woran man sich festhalten konnte. Keine Kerben. Sobald die gnadenlose Hitze des Lebens auf mich niedergebrannt war, konnte sich niemand mehr an mich binden. Ich vermute, die Metapher ging sogar noch weiter. Ich hatte Angst davor, mein Herz zu ruinieren mit den Kerben, die unweigerlich entstanden, wenn man sich mit den Bedürfnissen, Forderungen, Belanglosigkeiten und Vorlieben anderer Menschen auseinandersetzte und sich den täglichen Verhandlungen darüber stellte, die eine Beziehung ausmachten. Bindung funktionierte nicht ohne Kratzer, aber mein Herz hatte keine Furchen.

Ich bin keineswegs eine Waise, auch wenn dieser Text bisher vielleicht diesen Eindruck vermittelt hat. Meine Eltern sind immer noch glücklich verheiratet und leben noch immer in demselben roten Backsteinhaus in Texas, in dem ich aufgewachsen bin. Wenn man an der 6644 Thackeray Avenue vorbeifährt, sieht man einen abgegriffenen Basketballkorb und eine mit drei Flaggen behangene Veranda: *Old Glory*, die Flagge der Vereinigten Staaten, die texanische Flagge sowie eine kastanienbraune mit dem Logo der Texas A&M University. Die Texas A&M war die Alma Mater meines Vaters. Und die meine.

Meine Eltern riefen mehrmals im Monat an, um zu hören, wie es mir ging, meist sonntags nach dem Gottesdienst. Jedes Weihnachten fuhr ich nach Hause. Als ich nach Chicago zog, kauften sie mir einen riesigen grünen Wintermantel. Meine Mutter schickte mir 50-Dollar-Schecks als Taschengeld, und mein Vater diagnostizierte über das Telefon Probleme mit den Bremsen meines Hondas.

Meine jüngere Schwester schloss gerade das Masterstudium ab und würde sich demnächst mit ihrem Langzeitfreund verloben. Mein Bruder und seine Frau, die schon seit Schulzeiten ein Paar waren, lebten in Atlanta inmitten von Dutzenden Collegefreunden. Niemand von ihnen ahnte etwas von meinem Herzen ohne Kerben. Für sie war ich die schrullige Tochter und Schwester, die die Demokraten wählte, Gedichte mochte und sich nördlich der Mason-Dixon-Linie niedergelassen hatte. Sie liebten mich, aber ich passte nicht wirklich zu ihnen und zu Texas.

In meiner Kindheit spielte meine Mutter häufig die Hymne der *Aggies*, des Footballteams der Texas A&M, und mein Vater sang aus voller Kehle mit. *Hullaballoo-canek-canek*, *Hullaballoo-canek-canek*. Vor meinem Schulabschluss führte mein Vater mich auf dem Campus herum, und als ich mich schließlich für die Texas A&M University entschied, war er ganz aus dem Häuschen. Endlich ein weiterer *Aggie* in der Familie! Er sprach es zwar nie aus, aber ich bin mir

sicher, dass er enttäuscht war, als er erfuhr, dass ich in der Bibliothek saß und Textstellen markierte, während bei den Footballspielen 20 000 Fans so laut sangen, stampften und jubelten, dass die Wände der Bibliothek vibrierten. Es schien so, als liebte jeder in meiner Familie und ganz Texas Football.

Ich war eine Außenseiterin. Das war das große Geheimnis, das ich mit mir herumtrug: Ich gehörte nicht dazu. Nirgendwo. Den halben Tag verbrachte ich damit, mir Gedanken über Essen und meinen Körper zu machen und beides auf verschiedene Arten zu kontrollieren. Die restliche Zeit versuchte ich, durch schulische Leistungen meine Einsamkeit zu verdrängen. Weil ich mich sieben Tage die Woche damit beschäftigte, Gesetzestheorien zu büffeln, sprang ich von der Bestenliste der Highschool direkt auf die Bestenliste des Colleges, wo ich die meisten Semester mit voller Punktzahl abschloss. Ich träumte davon, eines Tages unangekündigt vor dem Haus meiner Eltern aufzutauchen – mit meinem Traumgewicht, Arm in Arm mit einem psychisch stabilen Mann. Ich wäre stolz wie Bolle.

Als sich meine beunruhigenden Todessehnsüchte langsam bemerkbar machten, dachte ich nicht daran, meiner Familie davon zu erzählen. Wir konnten über das Wetter reden, den Honda und die Aggies. Meine geheimen Ängste und Fantasien passten in keine dieser Kategorien.

Ich sehnte mich zwar passiv nach dem Tod, doch ich legte mir keinen Tablettenvorrat an und abonnierte auch nicht den Newsletter der Hemlock Society, die für das Recht auf assistierten Selbstmord kämpfte. Ich recherchierte nicht, wie ich an eine Waffe kommen oder aus einem meiner Gürtel eine Schlinge binden könnte. Ich hatte keinen Plan im Kopf, keine Methode, kein Datum. Aber ich spürte dieses Unbehagen, es pulsierte ständig im Hintergrund wie ein schmerzender Zahn. Dieser passive Wunsch, dass mich der Tod holt, fühlte sich nicht normal an. Irgendetwas an meinem Leben sorgte dafür, dass ich mich nach seinem Ende sehnte.

Ich erinnere mich nicht, welche Wörter ich genau im Kopf hatte, wenn ich an mein Unwohlsein dachte. Ich weiß, dass ich ein Verlangen spürte, das ich nicht in Worte fassen und dem ich auch nicht nachkommen konnte. Manchmal redete ich mir selbst ein, dass ich mich nur nach einer Beziehung sehnte oder Angst hatte, allein zu sterben. Beide Aspekte stimmten zwar, aber sie waren nicht der Kern meiner Verzweiflung.

In meinem Tagebuch umschrieb ich mein Unbehagen und meinen Schmerz nur vage: *Ich habe Angst und mache mir Sorgen um mich selbst. Es macht mir Angst, dass es mir nicht gutgeht, dass es mir nie wieder gutgehen könnte, dass ich verdammt bin. Ich zu sein fühlt sich sehr unangenehm an. Was stimmt nicht mit mir?* Damals wusste ich nicht, dass es ein Wort gab, das mein Leiden genau beschrieb: Ich war einsam.

Auf diesem Zettel der Stipendienverwaltung, der meinen Jahrgangsrang angab, stand übrigens die Nummer Eins. Uno. Primero. First. Alle anderen 170 Studenten meines Jahrgangs hatten einen schlechteren Schnitt als ich. Ich hatte mein Ziel, in der oberen Hälfte zu landen, übertroffen. Und angesichts meiner nicht einmal mittelprächtigen Leistung beim Zulassungstest – ich hatte niemals herausgefunden, an welcher Stelle die Professorin Uriah hätte einplanen sollen – hatte schon dieses Ziel ambitioniert gewirkt. Ich hätte also wirklich begeistert sein müssen. Ich hätte direkt eine Kreditkarte ohne Dispolimit beantragen können. Mir High Heels von Louboutin kaufen. Ein neues Apartment in Gold Coast mieten. Doch stattdessen war ich Jahrgangsbeste und neidisch auf den Sänger von INXS, der an autoerotischer Strangulation gestorben war.

Was zum Teufel war los mit mir? Ich trug Hosen in Größe 34, BHs mit D-Körbchen und konnte mir von meinem Studienkredit ein Apartment in einem aufstrebenden Viertel im Norden Chicagos leisten. Seit acht Jahren machte ich bei einem Zwölf-Schritte-Therapieprogramm mit, wo ich gelernt hatte zu essen, ohne mir eine halbe

Stunde später die Finger in den Hals zu stecken. Meine Zukunft lag so glänzend vor mir wie das polierte Silber meiner Großmutter. Ich hatte allen Grund dazu, optimistisch zu sein. Doch jede Zelle meines Körpers war angewidert davon, wie sehr ich in diesem Zustand feststeckte – ich hatte keine Verbindung zu anderen Menschen, war meilenweit entfernt von einer romantischen Beziehung. Und es gab einen Grund dafür, warum ich mich so abseits und so einsam fühlte, warum mein Herz so aalglatt war. Ich wusste nicht genau, was es war, doch ich spürte, wie es in mir arbeitete, wenn ich einschlief und mir wünschte, nicht mehr aufzuwachen.

Ich war bereits in einem Zwölf-Schritte-Programm. Gemeinsam mit der mir zugeteilten Sponsorin, die in Texas lebte, hatte ich im vierten Schritt eine gründliche Bestandsaufnahme meines Lebens gemacht und bei den Menschen, die ich verletzt hatte, Wiedergutmachung geleistet. Mit einem 100-Dollar-Scheck in der Tasche war ich zur Ursuline Academy, meiner Highschool, gefahren, um zurückzuzahlen, was ich bei der Verwaltung der Parkplatzgebühren in meinem ersten Schuljahr dort gestohlen hatte. Das Zwölf-Schritte-Programm hatte den schlimmsten Seiten meiner Essstörung Einhalt geboten, und ich schrieb ihm zu, dadurch mein Leben gerettet zu haben. Warum wünschte ich mir dann nun, nicht mehr zu leben? Ich beichtete meiner Sponsorin, dass ich düstere Gedanken hatte.

»Ich wünsche mir jeden Tag den Tod.«

Sie sagte, ich solle besser doppelt so häufig zu Selbsthilfetreffen gehen wie bisher.

Ich verdreifachte die Häufigkeit und fühlte mich so einsam wie nie zuvor.

2

Einige Tage nachdem ich erfahren hatte, welchen Platz ich im Jahrgangsrang meiner Uni einnahm, lud mich eine Frau namens Marnie nach einem Zwölf-Schritte-Treffen zum Abendessen ein. Auch sie war ehemalige Bulimikerin. Doch anders als ich hatte sie ihr Leben komplett im Griff: Sie war nur ein paar Jahre älter als ich, arbeitete in einem Labor und forschte an innovativen Behandlungsmethoden bei Brustkrebs. Gemeinsam mit ihrem Ehemann hatte sie den Eingangsbereich ihres Kolonialstilhauses in sündhaft teurem Orange gestrichen. Sie wusste genau, wann ihr Eisprung war. Ihr Leben war nicht perfekt – ihre Ehe oft turbulent –, aber sie versuchte, das zu bekommen, was sie wollte.

Aus Reflex wollte ich ihre Einladung zum Abendessen ablehnen, damit ich nach Hause gehen, meinen BH ausziehen und meine 120 Gramm Truthahnbrust und geschmorte Karotten essen konnte, während ich mir die Sitcom *Scrubs* anschaute. Wenn mich Leute nach dem Treffen zum Kaffee oder Essen einluden – »Kameradschaft«, wie sie es nannten –, lehnte ich normalerweise ab. Doch bevor ich ablehnen konnte, berührte Marnie mich am Ellbogen. »Komm schon. Pat ist unterwegs, und ich will nicht allein essen.«

Wir saßen uns gegenüber in einem dieser »gesunden« Restaurants, wo Brot mit Keimlingen und Süßkartoffelpommes serviert wurden. Marnie wirkte ungewöhnlich beschwingt. Trug sie Lipgloss?

»Du wirkst glücklich«, sagte ich.

»Das liegt an meinem neuen Therapeuten«, antwortete sie.

Konnte mir vielleicht auch ein Therapeut helfen? Ich ließ ein wenig Hoffnung in mir aufflackern. Der Sommer vor Beginn des Jura-Studiums. Dank der freundlichen Unterstützung eines Mitarbeiterförderprogramms konnte ich acht kostenlose Sitzungen mit einem

Sozialarbeiter in Anspruch nehmen. Ich wurde einer sanftmütigen Frau namens June zugeteilt, deren Kleidungsstil mehr als fragwürdig war. Aus Angst, es könnte sie zu sehr mitnehmen, offenbarte ich ihr keines meiner Geheimnisse. Therapie schien mir wie eine enge Bindung zu anderen Menschen. Das war etwas, an dem ich nur als Zuschauerin teilhaben konnte, das Gesicht an die Scheibe gepresst.

»Ich bin in einer Gruppe nur für Frauen.«

»In einer Gruppe?« Mein Nacken spannte sich augenblicklich an. Seit einer schlechten Erfahrung in der fünften Klasse misstraute ich jeder Form von Gruppen. Nachdem die Klassen an meiner kleinen katholischen Schule immer weiter geschrumpft waren, hatten mich meine Eltern auf eine öffentliche Schule geschickt. Ich schloss mich den beliebten Mädchen an. Sie wurden von Bianca angeführt, die in jeder Mittagspause Süßigkeiten verteilte und eine Kette mit massiven Goldkugeln um den Hals trug. Einmal übernachtete ich bei Bianca, und ihre Mutter fuhr uns in ihrem silbernen Mercedes ins Kino, damit wir *Footloose* sehen konnten. Doch in der Mitte des Schuljahrs wendete Bianca sich gegen mich. Sie dachte, ihr Freund würde mich mögen, weil wir in Geschichte nebeneinandersaßen. Eines Tages bot sie in der Mittagspause jedem am Tisch einen Kaugonbon an, nur mir nicht. Mir steckte sie einen Zettel zu: *Wir wollen dich nicht an unserem Tisch*. Alle Mädchen hatten unterschrieben. Spätestens da wusste ich, dass etwas nicht stimmte zwischen mir und anderen Menschen. Ich spürte, dass ich einfach nicht wusste, wie man eine Verbindung hielt, ohne irgendwann beiseitegeschoben zu werden. Die Zwölf-Schritte-Gruppen ertrug ich nur, weil die Besetzung bei jedem Treffen wechselte. Man konnte kommen und gehen, wie man wollte, und niemand kannte deinen Nachnamen. Bei einem Zwölf-Schritte-Treffen gab es keinen Anführer – keine Bianca, die andere ausbooten konnte. Eine Reihe spiritueller Prinzipien hielt eine Zwölf-Schritte-Gruppe zusammen: Anonymität, Demut, Integrität, Einigkeit, Gegenleistung. Ohne diese Prinzipien wäre ich

niemals geliebt. Dazu kam, dass die Teilnahme quasi kostenlos war, obwohl sie eine Spende in Höhe von zwei Dollar empfahlen. Zum Preis einer Cola light konnte ich mir 60 Minuten lang meine Essstörung eingestehen und mir die Ernährungsqualen und -triumphe anderer Leute anhören.

Ich spießte ein Stück Tomate auf und überlegte, welchen interessanten Gesprächsthemen ich mich mit Marnie noch widmen könnte – der Hinrichtung des Oklahoma City Bombers oder der Frage, was auch immer Colin Powell gerade trieb. Ich verspürte das Bedürfnis, sie mit meinem Wissen über aktuelle Geschehnisse zu beeindrucken, um selbst so zu wirken, als hätte ich mein Leben im Griff. Aber eigentlich wollte ich mehr über ihre Therapiegruppe erfahren. Möglichst beiläufig fragte ich, wie es so war.

»Wir sind nur Frauen. Mary ist fast taub, und Zenia verliert demnächst ihre ärztliche Zulassung wegen eines vermeintlichen Krankenkassenbetrugs. Emilys Vater ist drogenabhängig – er drangsalier sie mit Hassmails aus seinem Einzimmerapartment in Wichita.« Marnie hob ihren Arm und zeigte auf die weiche, fleischige Innenseite ihres Unterarms. »Unsere Neue ist eine Ritzerin. Trägt immer lange Ärmel. Ihre Geschichte kennen wir noch nicht, aber sie ist sicherlich ziemlich düster.«

»Klingt heftig.« So hatte ich es mir tatsächlich nicht vorgestellt. »Darfst du mir das alles erzählen?«

Sie nickte. »Der Therapeut hat die Theorie, dass jedes Geheimnis toxisch ist. Also dürfen wir Gruppenmitglieder über alles sprechen, überall. Der Therapeut ist an die ärztliche Verschwiegenheitspflicht gebunden, aber wir sind es nicht.«

Keine Vertraulichkeit? Ich lehnte mich zurück und schüttelte den Kopf. Unter dem Tisch wickelte ich die Serviette um mein Handgelenk. Das könnte ich nicht. In der Highschool hatte ich gegenüber meiner Gemeinschaftskundelehrerin, Miss Gray, einmal angedeutet, dass etwas mit meinem Essverhalten nicht stimmte. Als Miss Gray

meine Eltern anrief und eine Beratung empfahl, wurde meine Mutter fuchsteufelswild. Ich verputzte gerade einen ganzen Teller Kekse und sah mir Will Smith im Interview mit Oprah Winfrey an, als meine Mutter wie von der Tarantel gestochen ins Wohnzimmer gestürmt kam. »Warum erzählst du den Leuten so etwas? Du *musst* dich selbst schützen!« Meine Mutter ist eine richtige Südstaatlerin; sie ist in den 1950ern in Baton Rouge aufgewachsen. Vor anderen etwas Persönliches preiszugeben, galt ihr als stillos und konnte ungeschöne soziale Konsequenzen haben. Sie war überzeugt, ich würde geächtet werden, falls andere Leute von meinen psychischen Problemen erfuhren, und sie wollte mich beschützen. Als ich während des College das erste Mal ein Zwölf-Schritte-Treffen besuchte, musste ich also all meinen Mut zusammennehmen und all mein Vertrauen in die Hoffnung setzen, dass die anderen die Sache mit der Anonymität genauso ernst nahmen wie ich.

»Und wie soll es da irgendetwem besser gehen?«, fragte ich. Marnie ging es offensichtlich besser als mir. Wären wir in einer Tamponwerbung, wäre ich diejenige, die über Gerüche und Auslaufen klagte, und sie diejenige, die am stärksten Tag ihrer Periode in weißen Jeans Ballettsprünge übte.

Sie zuckte mit den Schultern. »Du könntest es dir mal ansehen.«

Ich war schon in anderen Therapien. Während der Highschool hatte ich ein kurzes Intermezzo mit einer Frau, die aussah wie Paula Dean und pastellfarbene Hosenanzüge trug. Meine Eltern schickten mich zu ihr, nachdem Miss Gray wegen meines Essverhaltens angerufen hatte, aber ich war so konzentriert darauf, mich selbst zu schützen – wie es mir aufgetragen worden war –, dass ich nie mit ihr darüber sprach, wie ich mich fühlte. Stattdessen plauderten wir darüber, in welchem Klamottenladen ich während der Sommerferien jobben sollte. Einmal gab sie mir einen psychologischen Test mit 500 Fragen mit nach Hause. Als ich ihn ausfüllte, keimte die Hoffnung in mir auf, dass ich nun endlich herausfinden würde, wa-

rum ich nicht aufhören konnte zu essen. Warum ich mich überall wie eine Außenseiterin fühlte, und warum sich keiner der Jungs für mich interessierte, während all die anderen Mädchen geküsst und begripscht wurden.

Paula D. verlas die Ergebnisse in ihrer perfekt modulierten Therapeutenstimme: »Christie ist perfektionistisch und hat Angst vor Schlangen. Der ideale Beruf für sie wäre Uhrmacher oder Chirurg.« Sie lächelte und neigte den Kopf zur Seite. »Schlangen sind ganz schön gruselig, nicht?«

Es kam mir nie in den Sinn, ihr meine Tränen und Ängste zu offenbaren. Um mich zu öffnen, brauchte ich einen Therapeuten, der in meinem Schweigen den Widerhall des Schmerzes hörte, der unter meinen Verleugnungen den Hemdzipfel der Wahrheit entdeckte. Paula D. tat das nicht. Nach dieser Sitzung setzte ich mich mit meinen Eltern zusammen und erzählte ihnen, dass die Therapie nun abgeschlossen sei. Alles sei jetzt besser. Meine Eltern strahlten vor Stolz, und meine Mutter teilte ihre Lebensphilosophie mit mir: »Glücklich zu sein, ist einfach eine Entscheidung. Konzentriere dich auf das Positive und verschwende keine Energie an negative Gedanken.« Ich nickte. Tolle Idee. Auf dem Weg zu meinem Zimmer bog ich ins Bad ab und erbrach mein Abendessen – eine Angewohnheit, die ich entwickelt hatte, nachdem ich ein Buch über eine Turnerin gelesen hatte, die alle ihre Mahlzeiten erbrach. Ich liebte das Gefühl, mich des Essens zu entledigen, und den Adrenalinstoß dieses Geheimnisses. Mit 16 dachte ich, Bulimie sei eine geniale Lösung, um die nicht enden wollenden Wellen von Angst, Einsamkeit, Wut und Trauer zu bewältigen. Ich wusste nicht, wie ich sie sonst loswerden sollte.

Marnie zog noch eine Pommes durch den Ketchuprest auf ihrem Teller. »Dr. Rosen würde dich treffen ...«

»Rosen? Jonathan Rosen?«

Dr. Rosen konnte ich *definitiv* nicht anrufen. Blake ging zu Dr. Rosen.